

Feiern im Formtief

Autor(en): **Hasler, Ludwig**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **10 (2003)**

Heft 109

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-885482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

« FEIERN IM FORMTIEF »

Was das Fest einmal war – und was es heute anstrengend macht

von Ludwig Hasler

Früher wurde das Fest als Einbruch des Göttlichen in den menschlichen Alltag gedeutet. In säkularisierter Zeit braucht es zum Gelingen eines Festes ein minimales kollektives Selbstbewusstsein.

«Nicht das ist das Kunststück, ein Fest zu veranstalten, sondern solche zu finden, die sich an ihm freuen.» Das stammt von Friedrich Nietzsche. Weiterdenken können wir selber: Ist es tatsächlich eine Kunst, Leute zu finden, die sich an einem Fest erfreuen? Und wenn: Warum ist es so? Sind die Leute massenhaft freudlos – oder ist der Anlass ungefreut, konkret: der Kanton St.Gallen? Im ersten Falle: Wie könnte man die Freudlosen überlisten, sich am Fest doch zu freuen? Im zweiten Falle: Was wäre am Kanton herauszukehren, damit er doch Anlass zur Freude gäbe? Und hinter allem der Generalverdacht: Ist ein Kantons-Geburtstag überhaupt ein Grund zu feiern? Oder liegt es bloss an den Umständen? Wirtschaftskrise, Betriebsschliessungen, Entlassungen quer durch den Kanton. Der FC St.Gallen in der Abstiegsrunde. Die Festlaune im Eimer ... Wir stecken in einem Formtief.

Aber wird uns das hindern, die Gegend auch dieses Jahr wieder in eine Festbude zu verwandeln? Quartierfeste, Dorrfeste, Waldfeste, Musikfeste, Turnfeste, Stadtfeste, Seenachtsfeste, Open Airs ... Ich vermute: Schluss mit der Festlaune ist erst, sobald offizielle Festanlässe drohen. Den Nationalfeiertag bringen wir Jahr für Jahr emotionsloser hinter uns. Vergeblich ziehen die Bundesräte durchs Land und rufen uns zu «mehr Zuversicht» auf. Die Zuversicht beschränkt sich auf die Grill-Party in den Vorgärten: als Urlaub vom Kollektiv, nicht als kollektiver Enthusiasmus.

Wie brachten wir die grossen runden Geburtstage der Schweiz hinter uns? 1991, 700 Jahre Eidgenossenschaft. «Diamant»-Feiern! Schon der Name wirkte tödlich. Ein Code für Veteranen und Numismatiker. Eine Aufforderung zu Regredier-Exzessen. Dann 1998, 150 Jahre Bundesstaat. Ein Hirntrainings-Programm: Was ist Freiheit? Was bedeutet Verfassung? Höhepunkt: Peter von Matts Rede in Aarau. War ja wirklich gut. Aber macht das schon ein Fest?

Liegt das an uns, liegt es am Staat? Hocken wir nur noch in uns und unseren Partikularinteressen? Lauter Spiesserseelen? Edelegoisten? Oder hat der Staat, dieser Inbegriff des Überindividuellen, seine Festeignung verloren? Der schweizerische im Besondern (Strampeln gegen die Isolation), der st.gallische erst recht (Musterknabe, Randkanton ...). Und Politik generell: Ist sie zur Kompromisstechne gekommen? Der Staat als AG! Was soll es da zu feiern geben?

Bestenfalls ereilt SG2003 dasselbe Schicksal wie die Expo 2002: erst Krämermentalität statt Lust zum kollektiven Aufschwung, dann Gleichgültigkeit, schliesslich doch eine Durchlüftung der Sinne. Auch wenn namentlich St.Galler den «Inhalt» vermissten. Was ist der Inhalt des Festes?

WAS DAS FEST EINMAL WAR

Klar ist zunächst nur, was das Fest nicht ist: Alltagsrott. Das Fest als Gegenwelt zur tagtäglichen Rackerei und Konsumroutine. In der Banaldefinition: Feiern ist Urlaub von der ewigen Wiederkehr des Gleichen. Also das Ereignis, das Aussergewöhnliche. Noch banaler: die Ausnahme. Wofür auch spricht: Müssige Luxusschichten sind fest-untauglich. Sie schaffen es kaum, sich recht und schlecht zu amüsieren. Ihr vermeintliches «dolce vita» ist eine verzweifelt unfestliche Angelegenheit. Wenigstens darin haben wir es besser. Nur: Eine Pause ist noch kein Fest. Sitzen wir feierabends vor dem Kasten und lassen die Seele baumeln: Ist das schon ein Fest? Blöde Frage. Natürlich ist Ausspannen nicht schon festlich. Zwar ist das Fest Urlaub vom Leben – aber nur so: Im Fest leben wir nicht geradeaus – wir feiern das Leben. Insofern hat mein Kollege Georg Kohler recht, wenn er sagt: Das Fest ist Inszenierung des Lebens.

Das Fest als Inszenierung des Lebens. Das kann privat gelingen (mit einer Liebesnacht zum Beispiel), es kann familiär gelingen (mit einem Geburtstag zum Beispiel). Aber wie gelingt das gesellschaftlich? Jahrhundertlang funktionierte das im religiösen Ritual. Ob orphisch oder dionysisch oder christlich: Stets war das Fest Einbruch des Göttlichen ins Menschlich-Allzumenschliche. Wobei «das Göttliche» nur eine Chiffre ist fürs Unendliche, Vollkommene, in sich Erfüllte. Das Fest also, das war jahrhundertlang die Hochzeit zwischen dem menschlich Vergänglichem und dem göttlich Unendlichen. Die Formen variierten: mal mehr Ekstase, mal mehr Kontemplation. Der Gehalt blieb identisch: Im Horizont göttlicher Dimension läuft der Mensch in Hochform auf, steigert sein Dasein, leiblich, sinnlich, geistig. Das Fest – die kurzweilige Stillung allen Wollens, die Erfüllung des Strebens, das Ereignis der einmaligen Gesättigkeit menschlicher Existenz. Tönt nicht schlecht. Nur: Woran erkennen wir dieses Festliche? Noch einmal Nietzsche: Das Fest ist «Ja und Amen Sagen». Also unbedingtes Gutheissen unserer Existenz, unseres Lebens, unserer Welt. Auf der Normalstufe geizen wir mit unserem Leben. Im Fest verschwenden wir es; das Leben wird rund, voll, erfüllt. Die Realität bleibt zwar, wie sie ist, zwiespältig, durchzogen. Doch das Fest ent-



rückt uns dem realen Hier und Jetzt – und entführt uns in einen Taumel, in dem uns nichts fehlt. Wobei wir uns diesen Taumel nicht allzu harmlos vorstellen sollten. Entrückung ist immer auch Erschütterung. Erschütterung der «normalen» Verhältnisse. Diese Erschütterung kann kultisch, erotisch oder musisch passieren. In allen Fällen droht das Unterlaufen der rationalen Daseinsordnung. So dass das Fest den ordentlichen Gang der Dinge gefährdet, nicht nur unterbricht.

Wohl auch deshalb deklarierten frühere Gesellschaften das Fest als «gottgegeben». Das Fest war ein Tag, den «der Herr gemacht hat» (Psalm 117,24). Der Mensch organisierte zwar die Feier, nicht aber das, was zu feiern gibt, nicht den festlichen Anlass: z.B. das Glück dazusein (Geburtstag), z.B. das Glück einander zu mögen (Hochzeit), z.B. das Glück, dem Tod entronnen zu sein (Feste nach Kriegsende), z.B. das Glück des Sieges (vom griechischen Marathon bis zur globalen Fussball-WM) ... All dies war immer auch Geschenk, nie allein Leistung. Das Fest als Inszenierung des Lebens, als Komplettierung menschlicher Unerfülltheit durch «göttliche» Vollkommenheit, als Ja und Amen Sagen, als Geschenk mehr denn als Leistung. Als Theorie wunderbar, doch in der Praxis hapert es. Denn heute machen wir die Feste selber, ohne göttlichen Sukkurs.

WAS DAS FEST HEUTE ANSTRENGEND MACHT

Damit haben wir mindestens zwei Fest-Probleme. Zunächst fehlen uns die Götter, der Kult, das Ritual. Das gibt den Festen eine prekäre Künstlichkeit. Man kennt das seit der französischen Revolution. Damals stiftete der Staat neue Feiertage. 1793 das «Fest der Vernunft». In der Ankündigung stand: «Beim Ertönen des Glockengeläuts werden sogleich alle Häuser verlassen; das Volk füllt die Strassen und öffentlichen Plätze, entflammt von Freude und Brüderlichkeit.» Es wurde zum Flop. Feste lassen sich nicht verordnen, nicht als Pseudoliturgie, schon gar nicht als propagandistische Einschüchterung. So was führt die St.Galler Regierung aber auch nicht im Schild.

Eher aktuell ist ein gesellschaftliches Problem. Ich sagte vorhin: Das Fest – als Ausnahme vom Arbeitsalltag – gelingt nur Leuten, deren Alltag die Arbeit ist. Nur: Nicht jede Arbeit macht festtauglich. Der Festtag setzt so etwas wie sinnvolle Arbeit voraus. Nehmen wir mal an, die Gemeinde Mogelsberg baut ein neues Schulhaus. Fragen wir die Handwerker, was sie da tun. Der erste antwortet: Ich mische Beton. Der zweite: Ich verdiene Geld. Der dritte: Ich baue am Schulhaus für unsere Gemeinde. Ich behaupte: Nur der dritte Handwerker wird die Eröffnung des Schulhauses wirklich feiern können. Die andern

werden zwar auch dabei sein, werden Bratwurst essen, Bier trinken, Blasmusik hören. Doch weil sie mit dem Neubau keine Idee verbinden (Jugend, Schule, Bildung, Zukunft), wird ihnen die munterste Einweihungsfeier unfestlich bleiben.

Da sehe ich das Hauptproblem heutiger Feste. Wenn nicht schon im Werktag irgendeine Idee durchschimmert, schrumpft auch der Festtag zur platten, dimensionslosen Erledigung. Ich erlebe das beruflich bei sogenannten Abschiedsfeiern für austretende Journalistinnenkollegen. Da trifft man sich, redet allerlei Belanglosigkeiten, betrinkt sich – und alles ist wie werktags, wenn man zusammen essen geht. Nichts Besonderes, keine Ausnahme, nichts Festliches. Das liegt daran, dass wir zwar pausenlos Artikel schreiben – aber nur um subjektiv Geld zu verdienen und objektiv die Auflage zu steigern. Beides aber, das Geld und der Erfolg, ist noch kein Grund zu feiern. Es sind bloss Zwecke, kein Sinn. Sinn käme erst aus einer ideellen Dimension. Eine ideelle Dimension? Eine Vertikale sozusagen, eine Höhengerechtigkeit. Eine Perspektive darüber hinaus, was uns Pragmatismus und Egoismus gerade diktieren. Dazu aber müssten wir – der Manager, die Ärztin, die Lehrerin, der Computerspezialist, die Verkäuferin – stets noch etwas mehr im Auge haben als unser individuelles Vorankommen. Statt wie egoistische Moleküle über den Planeten zu laufen, müssten wir «das Ganze» in Form bringen wollen. Weniger aus christlich verstandener Nächstenliebe. Eher aus Festlust. Denn nur wer sich fürs Ganze engagiert, kann sich am Ganzen auch erfreuen.

Das tönt blauäugig. Wir erleben gerade die Ökonomisierung sämtlicher Lebensbezüge, inklusive der politischen. Der Staat als Unternehmen, der Bürger als Kunde. Politik als Geschäftsbeziehung. Die kann aufgehen – oder daneben gehen. Jedenfalls gibt sie keinen Grund zum Fest. So stolz die Bilanzen ausfallen – an der Buchhaltung ist nichts zu feiern. Das gilt schon privat. Es wäre schwachsinnig, ein Fest feiern zu wollen, bloss weil das Bankkonto die Millionengrenze erreicht hat. Quantitäten sind unfeierlich. Ich lebe in einer Gemeinde, die seit Jahren alles daran setzt, den Steuerfuss zu senken. Nicht unangenehm. Aber kein Grund zum Fest.

Natürlich wäre es kindisch, dem archaischen, dem kultischen, «göttlichen» Fest nachzutrauern. Die säkularisierte Gesellschaft bringt uns schliesslich eine Menge Freiheitsvorteile. Ist Freiheit nicht der vornehmste Grund zu feiern? Aber was heisst das? Freiheit feiern – mich selber feiern? Kann ich mich selber feiern? Ganz abgesehen davon, dass das dann kaum eine kollektive Feier gibt? Gibt es eine individuelle, eine einsame Feier? Die probateste Lösung wäre: Wir feiern die



«Das Fest ist unbedingtes Gutheissen unserer Existenz, unseres Lebens, unserer Welt. Auf der Normalstufe geizen wir mit unserem Leben. Im Fest verschwenden wir es; das Leben wird rund, voll, erfüllt.»

Bedingungen unserer Freiheit. Welche Bedingungen? Am Ende den Staat? Die Politik? Schliesslich doch den Kanton? Im Prinzip ja. Nur: Dazu bräuchten wir ein ausgebildetes Bewusstsein der freiheitsstiftenden Funktion dieses Staates. Dummerweise gilt der Staat heute als freiheitsbeengender Machtapparat. Pausenlos fahren alle dem Staat an den Karren. Weniger Staat!

WAS TROTZ ALLEM ZU FEIERN BLEIBT

Genau dieses modische Verständnis wäre durchzuschütteln, wenn ein Kantons-Jubiläum Sinn machen soll. Der Kanton St.Gallen ist ein gutes Beispiel: ein Retorten-Kanton, 1803 auf Napoleons Geheiss vereint, aus zwölf heterogenen Territorien zusammengewürfelt, bis 1950 heillos zerstritten, seither allmählich zu einer Gemeinsamkeit gewachsen. Aber nicht durch eine kollektive Identität. Der Kanton bleibt multi-kulturell. Die Sarganser sind Räter, die Linthbewohner halbe Glarner, die Rheintaler halbe Vorarlberger, die Fürstenländer halbe Zürcher. Nicht die Spur eines einheitlichen Stammes.

Es war, es ist die Politik, die das Puzzle zum lebensfähigen Biotop gestaltet. Eine kluge Regionalpolitik organisierte den Verkehr zwischen den Regionen, etablierte überall Mittelschulen und Spitäler, setzte gemeinsame Rechtsnormen durch, sorgte für Sicherheit, schuf den Finanzausgleich. Lauter Bedingungen für Freiheitschancen der Regionen und der Individuen. Ohne die Einbindung in den Kanton wäre es den Bezirken ungleich schwerer gefallen, in der Gegenwart anzukommen.

Das wäre zu feiern. Doch dazu braucht es ein paar Kenntnisse über die Jubilarin. Ein minimales kollektives Selbstbewusstsein. Die Spur eines Gefühls, dass es gut oder zumindest lohnend sei, in diesem Kanton zu leben. Kann man beides, Kenntnisse plus Bewusstsein, voraussetzen? Vermutlich nicht. Also muss man es mit didaktischen Raffinessen erzeugen. Deshalb der beträchtliche Aufwand an Jubiläumsveranstaltungen. Ob musikalisch oder landschaftlich oder gesellschaftlich – sie zielen alle auf mehr Vertrautheit mit dem Kanton, geschichtlich, gegenwärtig, zukünftig, mal sportlich, mal satirisch, mal besinnlich. Das alles macht noch kein Fest. Aber es bereitet dem Fest den Boden. Es fördert die festobligaten Haltungen: Dankbarkeit, skeptische Gelassenheit, Heiterkeit gegenüber dem Schicksal. Das Festspiel vom 15. April, der offizielle Akt zum Geburtstag, wird das alles durchspielen. So fulminant wie nachdenklich. Nur kein Obrigkeitstheater! Bürgerinnen und Bürger veranstalten ein republika-

nisches Bankett. Sie übernehmen die Regie des Jubiläums. Sie räumen den alten Plunder aus dem Regierungsgebäude. Sie räumen es nach ihren Vorstellungen ein. Dabei realisieren sie allmählich: Es ist die Vielfalt, die den Kanton stark macht. Dazu braucht es Politik. Eine neue Politik. Auch eine neue Ausländerpolitik.

Am Ende gibt es vielleicht doch zu feiern.

Ludwig Hasler, 1944, Weltwoche-Autor, Vortragstourist, Hochschuldozent für Philosophie und Medientheorie. Lebt in Zollikon ZH. Hasler ist auch Autor des Festspiels, das am 15. April das Kantonsjubiläum offiziell eröffnet.

